

Ausdruck vom: Donnerstag, 28. Juni 2018 15:03:43

PC-Name: PC-GB03-TK1

Benutzername: Bibliothek.Email

LITTERA web.OPAC

https://alpenverein.web-opac.at/search?mode=a&q=&critCount=3&crit_0=sw&value_0=Frauen+Alpinismus&op_0=...

alpenverein
Meinhardstraße 7-11
6020 Innsbruck
Tel. +43-512-587328-23
Fax +43-512-588842
office@alpenverein-lbk.at
http://www.alpenverein-lbk.at

Öffnungszeiten:
Montag 17:00 bis 19:00
Donnerstag 17:00 bis 19:00

Alle Kategorien
Bücher
Zeitschriften
Videos
Audio CDs

Einfache Suche | **Erweiterte Suche** | Neu eingetroffen | Stöbern | Meine Ausleihen | Meine Listen

Suche in allen Kategorien

Sortiert nach
Systematik, Hauptbeitrag,
Haupttitel
Andern

Schlagwort: Frauen Alpinismus
UND Medienart: Zeitschrift
UND Systematik

Alle Felder leeren | Ergebnis anzeigen

Zurück zur Trefferliste | Nächster >

LITTERA
www.littera.eu

Leider kein Bild

Z003
Öst

Zu Liste hinzufügen
Weiterempfehlen

Aus dem Kaukasus, Teil 1

Kuntze, Helene, 1911

Medienart	Zeitschrift
Systematik	Z003 - Österreichische Alpenzeitung ÖAK
Interessenskreis	Kaukasus
Schlagworte	Bergsteigen, Ausfl. Bericht, Expedition, Frauen Alpinismus, Suga Group
Verlag	
Jahr	1911
Altersbeschränkung	keine
Referenz	Seite 321
Zählung	1911 / 845
Verfasserangabe	Helene Kuntze
Sprache	deutsch
Annotation	Ersteigungen in der Suga Doppachgruppe
Bemerkung	AVZ
Sammelwerk	Dieses unselbstständige Werk ist Teil eines Sammelwerkes: Österr. Alpenzeitung 1911 / 845 (Z003, Ost)

Leserbewertungen
Es liegen noch keine Bewertungen vor. Seien Sie der Erste, der eine Bewertung abgibt.
Eine Bewertung zu diesem Titel abgeben

© LITTERA Software & Consulting GmbH
Version 2.1 (Rev. 5)
www.littera.eu

LITTERA
Software & Consulting GmbH

15:03
28.06.2018



ORGAN DES ÖSTERREICHISCHEN ALPENKLUBS.

Geleitet von Hans Wödl.

Erscheint am 5. und 20. eines
jeden Monats.

XXXIII. Jahrgang.

5. November 1911.

Nr. 845

Aus dem Kaukasus.

Ersteigungen in der Sugan-Doppachgruppe.*

Von Helene Kuntze in Kattowitz.

Den dritten Tag waren wir von Wien aus auf der Reise nach Wladikawkas, und vor unseren Blicken dehnte sich in graugrüner Einförmigkeit und glühendem Sonnenbrande die russische Steppe. Meine Begleiter waren eine russische Dame, Doktorin der Medizin, die uns mit viel Verstand und Glück durch die Schwierigkeiten und Klippen einer russischen Zollrevision hindurchgesteuert hatte, und — zwei Walliser Führer. Diese, in einer Ausrüstung, die für eine Polarfahrt geeigneter war, wie für eine Reise auf der ziskaukasischen Linie, litten unsäglich unter der sengenden Hitze, die hier bereits seit vielen Wochen herrschte, im Gegensatz zu den abnormen Regengmengen und der kühlen Temperatur, die den Sommer 1909 in unseren Alpen auszeichnete. Ein deutsch sprechender Reisegenosse hatte sich zu den Führern gesellt und sie mit Schreckensgeschichten aus der letzten russischen Revolution (1906) unterhalten, die in der Tat im Kaukasus einen äußerst stürmischen und blutigen Verlauf genommen und ihre Auswüchse und Greuel bis hoch hinauf in das Gebirge getragen hatte. Und damit verknüpfte er eine so nachdrückliche Warnung vor der Reise, die wir vorhatten, daß die von der Hitze bereits arg mitgenommenen Bergsöhne jetzt vollends aus dem Gleichgewicht gerieten. Die nächste Folge war ein plötzlicher Entschluß Schallers, auf den Kaukasus ganz zu verzichten und von Wladikawkas aus sofort wieder die Rückreise nach Randa anzutreten.

Gerade war ich einem ungeahnten Reiz der Steppe, die sich beim Sonnenuntergang in zauberische Feuergluten hüllte, auf der Spur, als mir Josef Schaller seine Absicht unterbreitete. Ein Schreck fuhr mir durch alle Glieder. So nahe der Pforte der Erfüllung eines lang erstrebten Wunsches stehend, gewährte ich mit

* Vergl. den Reisebericht in der »Österr. Alpenzeitung« 1910 S. 288.

einem Male, daß plumper Unverstand mir alle Pläne zu durchkreuzen drohte. Das mußte ich verhindern. Und wahrlich, der verstockte Schaller, der mit Gewißheit auch den anderen Führer von meiner Seite gerissen hätte, machte es mir nicht leicht, ihm zu beweisen, daß meine Erkundigungen über den Kaukasus doch anders lauteten, als jene Berichte aus der Revolutionszeit. Briefe und Notizen, die ich bei mir führte, halfen mir, ihn langsam zur Vernunft zu bringen. So ganz wieder für die Sache freilich war er erst, als er am fernen Horizonte die Schneegipfel Kaukasiens erblickte. Ein tiefes Mißtrauen gegen alles Kaukasische allerdings konnte er sobald nicht überwinden. Unmittelbar nach dem Gespräch lud er den Revolver und hielt ihn schußbereit in der Tasche. Alle Kaukasier in langem, kleiderartigem Rock und abweichender Kopfbedeckung nahm er scharf aufs Korn. Er ahnte dabei nicht, daß er vor allem das größte Mißtrauen erweckte, und sah nicht, wie die zierlichen Kaukasier um seine Hühnengestalt im Bogen kreisten und ihn ganz leise einen „Spion“ nannten.

In Wladikawkas verabschiedeten wir uns von unserer russischen Reisegenossin, die einem noch östlicheren Ziel entgegenfuhr. Es gesellte sich jetzt ein von dem bekannten Makandaroff empfohlener Dolmetsch namens Julian Abuloff zu uns. „Sein Geist war willig, sein Fleisch war schwach“ in des Wortes buchstäblichster Bedeutung, denn Sorgen und Fieber hatten ihn vorzeitig elend und schwerhörig gemacht, und Not hatte ihn zwar nicht beten — aber stehlen gelehrt. Als er zu uns stieß, war er wohl sehr in Not, denn trotz eines bereits erhaltenen hohen Vorschusses half er sich mit sechzig Rubeln aus unserer Reisekasse.

Nach erledigten Geschäften in Wladikawkas rollten wir der ossetischen Heerstraße entgegen. Wieder ging es durch die Steppe, diesmal im Viergespann, dem ein Gepäckwagen folgte. Felder von Sonnenblumen, Herden von Büffeln, Kühen, Pferden und Gänsen brachten jetzt Leben in die Einförmigkeit. Eigenartig mutete uns das Übersetzen der zahlreichen brückenlosen, vom Regen stark angeschwollenen Flüsse und Bäche an. Der Wagen versank in den Fluten bis und zum Teil über die Sitze hinaus, auf die wir uns in schnellem Sprunge retteten; am jenseitigen Ufer aber mußte er erst leer geschöpft werden, ehe wir weiter konnten. Da diese „Spritzfahrten“ sich mehrten (ich hatte an zwanzig gezählt), büßten sie bald den Reiz der Neuheit für uns ein und hinterließen nur noch den Stachel der Unbequemlichkeit.

Nach siebenstündiger Fahrt erreichten wir Alagir, ein freundliches Dörfchen am Eingang zur ossetischen Heerstraße. Hier mußten wir anderes Fuhrwerk nehmen. Diesmal waren es die berühmten Lineikas, anderwärts auch Telegas genannt. Bekanntlich sitzt man darin zwischen dem Gepäck auf zwei mit der Achse des Wagens parallel laufenden Bänken, reibt oder stößt — unfreiwillig natürlich — die Rücken gegeneinander und läßt die Füße hinausbaumeln. Im Galopp eilten die Pferde unermüdlich die unbeschreiblich schlechte, von Lastfuhrwerken stark frequentierte Bergstraße auf und nieder. Wahrer Kraftanstrengungen bedurfte es, um sich auf seinem Sitze zu behaupten und nicht über Stock und Stein und den schmalen Weg hinaus in den in unsichtbarer Tiefe gurgelnden Ardonfluß geschleudert zu werden. Von einer genußreichen Betrachtung der Gegend konnte in solchem Gefährt und auf solcher Straße kaum die Rede sein, aber glücklicherweise verloren wir nicht viel, da die höheren Berge in Nebel gehüllt waren, der von Zeit zu Zeit als Regenschauer niederging.

In Sadon, einem von Belgiern ausgebeuteten Kupferbergwerk, verließen wir unsere Folterkasten und mieteten Reit- und Lastpferde, die uns nach langer Wartezeit noch in später Nachmittagstunde einer uns aufdringlich umringenden und belästigenden Dorfbevölkerung entführten. Dann wanderten wir dem Sonnenuntergang entgegen. Der malerisch gelegene Weiler Sgid mit seinen eigenartigen Grabstätten grüßte im stillen Abendfrieden; wir aber zogen noch eine Stunde weiter und stellten am Kiondonbach zum ersten Male die Zelte auf.

Der nächste Morgen sah unsere Karawane an den Grashängen des Lachurak emporsteigen, und während das Auge nach Südosten zurückschweifte, wo die Firne und Gipfel des Kasbek und Gimarai grüßten, wanderte der Fuß über einen Blument Teppich von wunderbarer Farbenpracht. Selten schöne gelbrosa Mohnblüten breiteten sich da in großen Nestern aus neben tausend leuchtenden Sternblüten und zartfarbigen Orchideen. Sie alle überragten dann die Riesenkelche einer himmelblauen Akeleiart. Die oberen, von Rhododendronsträuchern bewachsenen Hänge aber bildeten ein weites, blaßgelbes Blütenmeer. Als wir die Höhe des Überganges in das Tal des Dargombaches erreichten, hielt uns dichter Nebel umfassen und entzog uns den so sehr gewünschten Blick auf den zentralen Kamm gegen Westen.

Es war Nacht, als wir Styr-Digor, unser Hauptquartier im Uruktales bezogen. Der Starschina, dessen Bekanntschaft wir bereits auf dem Wege gemacht hatten, erwartete uns an der Spitze des ganzen Dorfes. Er brachte uns in einem schmutzstarrenden Schulzimmer unter und gesellte sich zu uns, während wir unser Nachtmahl einnahmen, wobei er dem Weine, den wir ihm höflicher Weise anboten, gegen alle muselmännische Sitte ungeniert und nicht gerade mit Bescheidenheit zusprach.

Styr-Digor (1481—1560^m) ist der Kollektivname für acht kleine Dörfer, die sich malerisch an der Mündung des Charweßbaches in den Uruk gruppieren. Die Behausungen sind größtenteils in die Bergwände hineingebaut und haben Fronten aber keine Dächer. Steht man über ihnen auf einer Anhöhe, so bemerkt man sie nicht. Das Dörfchen Digor besitzt eine russische Kirche; Odolà, wo wir Quartier hatten, ist hingegen der Sitz des Gemeinderates und der Schule. Der größte Stolz der Digorer zurzeit unserer Durchreise war eine eben erst fertiggestellte Telephonanlage, die Odolà mit Wladikawkas verbindet. Das Tal wird nach Südwesten von der stattlichen, schneeschimmernden Labodagruppe abgeschlossen und erinnert — obwohl größer in den Verhältnissen — an den Talschluß von Cogne mit der Gruppe des Grand Paradis. In der Schweiz wäre Styr-Digor durch seine prächtige Lage, seine mannigfaltigen Spaziergänge, Ausflüge und Hochturen in kürzester Zeit eine Bergsteigerzentrale und ein Höhenkurort ersten Ranges geworden; im Kaukasus wird es voraussichtlich noch lange seinen Dornröschenschlaf halten.

Die Bevölkerung von Styr-Digor faßte unsere Anwesenheit als ein ergötzliches Schauspiel und somit als berechtigtes Ziel ihrer Neugierde auf. Sie drangen zu allen möglichen und unmöglichen Zeiten einzeln und in Gruppen durch die leider nicht verschließbare Tür bei uns ein, beguckten und befühlten ungeniert was da stand und lag, und wurden nicht müde, uns stundenlang im Wege zu stehen. Mir folgten sie auf Schritt und Tritt wie ein surrender Bienenschwarm. Stand ich still, so standen sie auch; setzte ich mich, so hockten auch sie nieder; schlug ich ein Buch oder eine Karte auf, so steckten sie alle ihre ungewaschenen Köpfe hinein. Schon im Morgengrauen waren sie an unseren tief gelegenen Fenstern und harhten Kopf an Kopf unserer Auferstehung aus dem Schlafsacke — zu meinem Entsetzen natürlich.

Unter all diesen lästigen Neugierigen jedoch habe ich nie eine Frau gesehen. Als Mohammedanerinnen leben sie abgeschlossener wie ihre christlichen Schwestern im südlichen Suanetien. Vor den Führern verhüllten sie ihr Antlitz oder wandten sich schnell um. Im übrigen aber scheinen sie die Arbeitsbienen des Stammes zu sein, denn ich traf sie stets bei harter Feldarbeit, beim Herbeischleppen schwerer Lasten und in ihren Wohnungen beim Fabrizieren der komplizierten männlichen Gewänder, beim Nähen von Schuhen und Weben von Hüten. Ich erfuhr, daß sie im fünfzehnten Jahre heiraten und bei dieser Gelegenheit dem Vater ein nettes Sümmchen einbringen, das zwischen 50 und 120 Rubeln schwankt und vom Bräutigam als Kaufgeld für sie erlegt werden muß.

Nach einer großen eintägigen Orientierungstur auf den Kubus und Punkt 3034 der Labodakette, setzten wir unsere Reise ins Hochgebirge fort. Der Starschina hatte uns mit Lasttieren und Reitpferden versorgt, und wir zogen an einem wundervollen Morgen im Uruktale aufwärts. Kaum aber hatten wir das letzte Dörfchen, Kussu, im Rücken, als sich ein widerliches Gezänk und Geschrei in der Karawane hinter mir bemerkbar machte. Ich erkundigte mich nach dem Grunde desselben und erfuhr, daß mein Pferd zum Zankapfel geworden war. Ein Mann hatte sich unterwegs eingestellt und behauptete, sein bestes Reitpferd wäre von seinem Bruder ohne sein Wissen an uns vermietet und aus dem Stalle geholt worden; das Roß aber brauche er heute und müsse es unbedingt zurück haben. Ich war peinlich berührt. Hatte ich doch längst herausgefunden, daß ich ein selten gutes Pferd im Zügel hatte, dazu in einem Sattel saß, der weich, schmal und eigens wie für mich angefertigt war. Und so wonnig ritt es sich in den goldigen Morgen hinein, daß ich mich bereits im Stillen für die Lebensweisheit des Dichters entschieden hatte und ernstlich zu glauben begann: „Das Paradies der Erde liegt auf dem Rücken der Pferde“. Und da war auch schon wieder der Neid der Götter erregt! Nein, das Pferd gab ich nicht her. Eher wollte ich noch dem langen Kerl, der in seiner Burka und im Schatten eines dachartigen Hutes auf mich zukam und sich als Eigentümer ausgab, etwas draufzahlen. Ich begriff erst später, daß es gerade darauf abgesehen war und der ganze Vorfall auf gar nichts anderes als eine Erpressung hinauslief. Indessen beugte ich hier ganz instinktiv vor, denn als der angebliche Pferdebesitzer eben die Hand an die Zügel meines Rosses legte, spornte ich es mit einem Peitschenhiebe an, daß es pfeilschnell über das hier noch ebene Wiesenland dahinschoß, den Angreifer sowie die ganze Mannschaft bald weit im Rücken lassend. Und dann ritt ich mit dem trefflichen Tiere in immer größer werdender Distanz den mir bereits bekannten Weg hoch am Bergrücken über dem Flußtal des Charweißbaches hinauf. Erst gegen Mittag erwartete ich meine Leute, die in Ruhe und Eintracht bei mir eintrafen und des Vorfalles vom Morgen mit keiner Silbe mehr erwähnten.

Im Weiterwandern versuchten uns die Osseten durch einen Gesang zu ergötzen. Ein Vorsänger fing genau im Tonfall eines verliebten Katers furchtbar zu miauen an; einige andere antworteten getreu wie im nächtlichen Katzeduett; zum Schluß aber setzte ein Chorus mit langgezogenen, nicht endenwollenden „bäh-bäh-bäh“-Rufen ein. Wenn ich zuerst an einen schlechten Scherz geglaubt hatte, so wurde ich aus diesem Wahne etwas unsant durch Intonieren einer zweiten, dritten und vierten ganz ebensolchen Strophe gerissen. Die musikalischen Schweizer krümmten sich buchstäblich, jammerten „o je — o je“ und fragten schließlich, ob denn das

kaukasische Jodler wären. Der Dolmetsch aber belehrte uns und nannte dieses grauenhafte Geheul ein Bittlied an Allah.

Wir erreichten gegen vier Uhr nachmittags die Nakaschbitaalp und fanden hier ein größeres Hirtenlager. Der Schafhirt begrüßte mich mit einer Schale köstlich frischen Kefirs. „Trinken Sie“, sagte er, „das macht stark.“ Und zur Bekräftigung ballte er die Fäuste und schüttelte seine sehnigen Arme.

Vor unseren Blicken entfaltete sich ein Panorama von überwältigender Schönheit: Die Laboda-Gruppe im Süden mit einer langen, imponierenden Gletscherschleppe. Im Norden — greifbar nahe gerückt — die kühnen Felsnadeln der Sugan-Doppach-Kette mit ihren steilen, zerrissenen Eiszungen. Gen West und Ost steile, grüne Hänge, den Blick auf die höchsten Zinnen des Kaukasus deckend. Quellen, Bäche — eine Fülle von Wassern — rauschten, tobten, murmelten, jauchzten über den üppigen Wiesenteppich dahin. Nur den Wald vermifste das Auge.

Einige hundert Meter oberhalb dieser Alpe, in der Höhe von 3000 Metern, schlugen wir unser Zeltlager auf. Ein Sommerleben begann, wie ich mich keines schöneren erinnere. Man erwachte, streckte sich und steckte den Kopf hinaus, um nach dem Wetter zu sehen. War es sternenklar, so beschlich einen ein wahres Glücksgefühl; war es trübe, so besprach man sich eine Weile, setzte dann den Kocher in Bewegung und wählte mit Behagen unter seinen Büchsen. Unerträglich heiß wurde es zuweilen hier oben, und nur ein schnelles Bad in einem der zahlreichen versteckten Bäche brachte immer wieder Abkühlung. Die Sonne brannte mit mehr Kraft, als in gleicher Höhe in den heimischen Alpen; das zeigte sich an meinen sonst abgehärteten Händen, die geschwollen und mit schmerzhaften Brandblasen bedeckt waren.

Tage der Mühen und Gefahren, Erfolge und Niederlagen wechselten mit Tagen des Rastens und ruhigen Genießens. Dann saß ich am sonnigen Hang und ließ die Gedanken wandern. Bilder auf Bilder zogen vorbei, und Wunder taten sich auf. Ein Windhauch kam manchmal, und manchmal ein Duft, schmeichelnd und kosend, wie eine weiche Hand. Wohlige Stille senkte sich langsam herab und umfing die Sinne. Im tiefsten Herzen aber zitterte und tönte eine unendliche Freude, denn der große Friede ringsum erhob sein lautloses Loblied an das All und — an die Schönheit.

Eigentümlich schnell wechselten Licht und Schatten, Hitze und Kälte. Über den eben noch tiefblauen Himmel segelten plötzlich Nebelfetzen vom Süden herauf jagten einem ein Frösteln über den Rücken, ballten sich zusammen und trieben ein neckisches Versteckspiel mit den Bergriesen ringsherum. Dann verschwanden sie schnell, ebenso schnell, als sie gekommen waren. Das Spiel wiederholte sich öfter im Tage.

Meine Betrachtungen wurden gewöhnlich von unserem Dolmetsch, der es nicht leiden mochte, wenn ich abseits saß und meinen Gedanken nachhing, unterbrochen. „Excusez, Madame“, näselt er immer wieder hinter mir, und eine nichtige, meist ganz entbehrliche Frage folgte. „Oh, daß diese Fülle der Gesichte der trockene Schleicher stören muß“, dachte ich für mich. Aber meine enttäuschte Miene erheiterte sich schnell wieder, denn es kam mir in den Sinn, daß dieser vom Fieber ruinierte Mann mit dem müden, schleppenden Schritt von den Führern nicht ganz mit Unrecht den Beinamen der „Schleicher“ erhalten hatte.

(Fortsetzung folgt.)